

Die Künstler geben sich politisch

Die 56. Biennale in Venedig zeigt viele Werke, die sich kritisch mit sozialen Konflikten auseinandersetzen. Der Schweizer Christoph Büchel hat eine Kirche in eine Moschee umfunktioniert. **Von Gerhard Mack**



Fresken vom Paradies, mit denen die Kuppel des Raums ausgemalt ist, geschweige denn sonst in bessere Gefilde.

Wer die diesjährige Kunstbiennale mit ihrer Hauptausstellung, den 89 Ländervertretungen und zahllosen Nebenausstellungen besucht, erkennt sofort, dass das Bedürfnis nach gesellschaftlicher Relevanz schon lange nicht mehr so stark war wie in diesen Tagen. Schon die Titel machen das deutlich. «My East is Your West» heisst eine Begegnung zwischen der indischen Künstlerin Shilpa Gupta und Ranaud Rana aus Pakistan im Palazzo Bezion, in der Kulturtransfer und die Behinderung des Alltags durch politische Grenzen zur Sprache kommen. In der Ausstellung «Trentino» begegnen 44 Künstler aus 25 Ländern im gediegenen Ambiente des Palazzo Grassi aufeinander. Und für seine Hauptausstellung hat Biennale-Chef Okwui Enwezor «All The World's Futures» als Titel gewählt, weil er darauf hinweisen will, dass die Welt von Afrika aus anders aussieht als von Europa und man in Asien die Zukunft anders träumt als in den USA. Dass das mit rund 700 Werken bisweilen im Chaos endet, nimmt er in Kauf. Er hat bereits 2002 die Documenta II als Overkill an Künstlern und Werken angelegt, die politische Stellung bezogen.

Doch was macht diese Zielorientierung in der Kunst heute aus? Was kann zur Darstellung kommen, und wie stellt man es an, dass die Betrachter sich dafür interessieren? Am einfachsten ist das banale Statement der Gemeinenden. Zahllos sind die künstlerischen Recherchen und Darstellungen gesellschaftlicher Missstände, meist in ausschweifenden Fotoserien oder Zeichnungsreihen. Häufig Foto von Demonstrationen aus der «International Herald Tribune» hat Birkir Thrauvani von thailändischen Künstlern abschauen lassen. Der Südafrikaner Joachim Schönefeldt hat sich in Johannesburg in Fabriken begeben. Seine Zeichnungen sind eine Bestandsaufnahme der dortigen Arbeitswelt. Man bewundert ihre Fleissarbeit und geht achselzuckend weiter. Vollends im Kindergarten fühlt man sich bei Adrian Piper. Die New Yorker Konzeptkünstlerin lässt Besucher unterschreiben, dass sie nicht lügen. Wie erinnern uns an Maria.

Ausdrucksvoller sind Versuche, Missstände mit absurder Note zu erzählen. Im deutschen Pavillon begibt Hito Steyerl einen Mord, den die Deutsche Bank an Demonstrationen begeht, als Computerespionage. Mika Rotenberg hat sich den harten Arbeitsbedingungen der Pevlenzucht zugewandt. Im Arsenal, dem alten Marinelaufen, der seit der künstlerischen Leitung von Harald Szeemann (1998-2002) von der Biennale mitgenutzt wird, zeigt sie in einem Video, wie Austern Fremdkörper eingesetzt und die Perlen später herausgeholt werden. Dazwischen sehen wir eine korpolante Dame, die einen Stock höher sitzt und an Rücken rückt, bis sie eine «Paochie-Nase» hat, Teller mit Messen herumwirft und schließlich Seifentassen zum Platzen bringt. Die absurde Ernsthaftigkeit dieses Arbeitslebens führt auf die Perlenproduktion ab. Das ist lustig, aber letztlich auch harmlos.

Vielleicht hat Biennale-Direktor Okwui Enwezor ja gespürt, dass sowohl das politische Engagement wie der Spass irgendwann wehleidig sind und die Missstände nicht wirklich auf den Punkt bringen. Das ist

Fortsetzung Seite 62

Oben: Der an Flüchtlinge gemahrende Turm aus Koffern von Fabio Mauri. Rechts: Betende Muslime in einer katholischen Kirche.



Schwarze Fahnen hängen vor der Fassade des zentralen Pavillons dieser 56. Kunstbiennale Venedig. Man denkt an den IS oder an Mossad. Drinnen hört man den Künstler Fabio Mauri und den Intellektuellen Pier Paolo Pasolini auf einer Aufzeichnung von 1971 darüber sprechen, was der Faschismus ist. Es ist also nicht gut bestellt um die Welt. Und Besserung ist nicht in Sicht. Das erfahren auch die Flüchtlinge, von denen jedes Jahr Tausende im Mittelmeer ertrinken. Der 2000 verstorbene Arte-Povera-Künstler Mauri wusste es schon lange zuvor aus anderen Katastrophen. Vier Meter hoch hat er eine Wand aus Koffern aufgetürmt und liess im Betrachter Assoziationen an den Holocaust aus. Die Feuerwehrleiter, die er davor ausgefahren hat, reicht nicht einmal bis zu den

Die Künstler ...

Fortsetzung von Seite 61

nicht nur ein Problem der Kunst. Wer bringt heute noch eine kritische Analyse der Wirtschaft zustande? In einer vernetzten Welt fällt es schwer, Macht- und Abhängigkeitsverhältnisse zu benennen. Da bleibt meist nur noch das Salongespräch von Stubenhockern: Allseitiges Verständnis und Begriffsgeklümper bestimmen die Talk-Shows.

Damals es ein Akt des Widerstands gewesen sein, auf die sechziger Jahre zurückzugreifen. Damals schloss eine politische Haltung noch Konfrontation mit ein. Hass Haacke und seinen Untersuchungen zu Abstammungsverhalten und Wohnverhältnissen von Museumsbesuchern ist einer der schönsten Räume im Hauptpavillon gewidmet. In dessen Zentrum wird «Das Kapital» von Karl Marx vorgelesen. Dafür wurde eigens eine Arena aufgebaut. Das ist zwar auch ein Begriff aus der Welt des Spektakels.

Der Direktor



Okwui Enwezor wurde 1963 in Nigeria geboren. 2002 leitete er die Documenta 11 in Kassel, seit 2011 ist er Direktor des Hauses der Kunst in München.

Aber darin tragen Schauspieler mehrmals täglich eine halbe Stunde lang den Altmeister der Kapitalismus-Kritik vor. Der britische Künstler Isaac Julien hat die Lesung inszeniert und als «Oratorium» überhöht.

Wenn es zum Test kommt, ist die Veränderung widriger Umstände aber doch nicht so sehr erwünscht. Der Schweizer Christoph Büchel hat fast im Alleingang eine aufgelassene Kirche in eine funktionsfähige Moschee umgewandelt und als isländischen Pavillon deklariert. Ein Imam wird dort beten. Die Stadt, die Kirche, die Biennaleleitung, alle waren dagegen. Dem politischen Interregnum vor der nächsten Kommunalwahl in Venedig ist es wohl zu danken, dass es geklappt hat. «Ich wollte nicht, dass es nur eine Kunstinstallation ist, sondern eine richtige Moschee», sagt Büchel. Wenn Kunst aufhört symbolisch zu sein, schlägt Irritation in Angst und Abwehr um.

Die Fähigkeit zu irritieren findet sich in diversen Ausstellungen. Wo Direktor Enwezor auf sie setzt, gelingen ihm starke Räume. Der Auftrik im Arsenal zählt dazu. An den

Wänden blinken die bunten Neoarbeiten, mit denen Bruce Nauman Wörter wie Liebe und Hass, Krieg und Frieden, Zärtlichkeit und Gewalt, Leben und Tod zu einem großen Jahrmarktsspektakel ineinanderblendet. Auf dem Boden des dunklen Raums hat Adel Abdessemed Macheten zu Seerosen zusammengesteckt. Schönheit und Tod als Einheit. Und am anderen Ende der Halle antworten darauf acht Bilder von Georg Baselitz, die wie in der Apsis einer Kirche angeordnet sind. Auf den riesigen Formaten stehen die Figuren kopf, derangiert, alles andere als Helden, aber dass sie den Zeitläufen getrotzt haben, ist vielleicht mehr Anlass zur Hoffnung als manche gut gemeinte Bildreportage.

Trotz scheint eine notwendige Energie zu sein. Thomas Hirschhorn hat in einem Eckraum eine seiner üblichen Materialschichten gezwängt. Karton, Klebeband, Lüftungsrolle und Textseiten hängen von der Decke und tirren sich zum Schutthaufen. Da kann man nicht vorbei und nicht darüber. Stur sagt einer, es geht nicht weiter, ihr müsst umkehren, einen anderen Weg suchen.

Vielleicht auch Stille schaffen, damit wir neu schauen können. Steve McQueen setzt in einem Film im Arsenal ein junges Schwarzes ein Denkmal, der brutal ermordet wurde, und zeigt, wie Freunde ihm ein Grab bauen. Patricia Cronin hat auf die Altäre der Kirche San Gallo hinterm Marktplatz Kleider aufgetürmt, die an getötete Frauen erinnern. Und Jaume Plensa hat im Benediktinerkloster auf der Insel San Giorgio fünf Alabasterskulpturen von Gesichtern heanwachsender Mädchen in eine Reihe gestellt. Jede von ihnen ist verschieden, alle haben einen Migrationshintergrund. Wovon sie hinter den geschlossenen Lidern träumen, welche Zukunft sie sich wünschen, wovon sie Abschied nehmen, wissen wir nicht. Solche Offenheit beeindruckt ebenso sehr wie Schönheit. Ausgerechnet die irakischen Künstler beharren in ihrem Pavillon darauf als einer Form des Widerstands. Wenn dabei Raum entsteht für kritische Wachsamkeit, umso besser.

Die 56. Biennale dauert bis zum 22. 11.